

Besser leben

Camille Gira

Die Devise „schneller, höher, weiter“ verliert zunehmend an Bedeutung. Im Sport stößt der Mensch an seine physischen Grenzen. Rekorde werden, wenn überhaupt, nur noch im Bereich von wenigen Zentimetern oder Hundertstelsekunden verbessert. Da der Mensch sich aber nicht gerne eingrenzen lässt, greift er zunehmend zu unlauteren Mitteln. Mit Manipulation und Doping versucht er, sich über seine natürlichen Grenzen hinwegzusetzen. Die Kollateralschäden dieser Methoden kennen wir.

Freilich trifft dies aber nicht nur auf den Sport zu, denn auch in den westlichen Konsumgesellschaften funktioniert der Ruf nach dem „immer Mehr“ nicht mehr. Auch hier wird manipuliert und gedopt: Die Pflanzen werden gentechnisch manipuliert, die Wirtschaft mit virtuellem Geld gedopt, Schulden werden auf die nächste Generation verlagert, Wachstum auf Kosten der Menschen im Süden forciert.

Doch auch hier schlagen das System und der Planet zurück. Die Schuldenkrise ist mehr als sechs Jahre nach ihrer Entstehung nicht einmal noch ansatzweise gelöst, die sozialen Ungerechtigkeiten sind heute größer denn je, der Klimawandel ist längst Realität und die Roten Listen der vom Aussterben bedrohten Arten werden immer länger.

Sind die Menschen dank dieses scheinbar grenzenlosen und verrückten Wachstums denn wenigstens glücklicher geworden? Anscheinend nicht, denn der Drogen- und Medikamentekonsum steigt beständig an, die Selbstmordrate wird immer höher und das Burn-out-Syndrom entwickelt sich langsam aber sicher zu einer Art Volkskrankheit.

Tatsächlich belegen unzählige Studien: Ab einem gewissen Einkommen führt mehr Konsum nicht zu mehr Zufriedenheit und mehr materieller Wohlstand bedeutet nicht automatisch mehr Wohlbefinden. Dieselben Studien sagen uns auch, dass für das, was Menschen als „gutes Leben“ erachten, ganz andere Dinge verantwortlich sind: Gesundheit, Sicherheit, Familie, Freunde, eine intakte Natur und vor allem Zeit, also Müßiggang. Dieser innere Wohlstand bringt uns dem Glück viel näher als die Anhäufung von immer mehr materiellen Gütern.

Nichtsdestotrotz lassen wir uns von den Marketingexperten der verschiedenen Unternehmen wie eine Herde vor sich her treiben, lassen wir uns beispielsweise von ihnen das neueste Smartphone aufschwätzen, obwohl wir das Potenzial des Vorgängermodells kaum zur Hälfte nutzen.

Es stellt sich die Frage: Gibt es überhaupt noch ein Entrinnen aus dem Teufelskreis, der da lautet: „mehr arbeiten, um mehr zu verdienen, um mehr zu konsumieren“? Gibt eine Erlösung von diesem Stress, den wir uns antun, um mithalten zu können in der großen Casting Show, die da heißt Konsumgesellschaft?

Meine klare Antwort: Ja, es besteht Hoffnung. Denn es regt sich zunehmend Widerstand – ein Widerstand, der nicht auf der Straße stattfindet, sondern der sich in den Köpfen breit macht. Die Menschen erkennen zunehmend, dass das Streben nach dem „immer Mehr“ sie immer weiter von sich selbst entfernt. Immer mehr Menschen wollen sich von dem Überfluss, der allmählich als Ballast empfunden wird, befreien. Sie wollen „entschleunigen“ und auf diese Weise aus dem Hamsterrad aussteigen. Sie wünschen sich mehr Zeit für sich und für andere. Sie wollen bewusster und ganz einfach besser leben.

Und das Gute daran ist: Sie steigen nicht aus der Gesellschaft aus, wie dies in den 70er-Jahren oft der Fall war. Nein, sie leben mitten unter uns. Sie engagieren sich in Transition-Town-Gruppen, sie organisieren Tauschbörsen, rufen Second-Hand-Shops ins Leben, führen Regionalgelder ein. Sie bauen gemeinschaftliche Solaranlagen, errichten genossenschaftlich organisierte Windparks und sind Mitglieder in Car-Sharing-Vereinen. Oder sie sind aktiv in der Dorferneuerung und gehören auf diese Weise zu den Mitstreitern für ein besseres Leben.

Ich habe das Glück gehabt, 15 Jahre lang Mitglied der Jury für den Europäischen Dorferneuerungspreis zu sein. Ich habe viele Dörfer besucht, von vielen Leitbildern gehört, viele Stärken-Schwächen-Analysen gelesen. Und bemerkenswert dabei ist: Nicht einmal, nicht ein einziges Mal war das Ziel einer Dorferneuerungsgemeinschaft ein „immer Mehr“ an materiellem Wohlstand. Nein, immer war das Ziel ein gutes Leben, und zwar in einer intakten Landschaft und einer funktionierenden Gemeinschaft.

Der ländliche Raum hat in der Tat a priori viele Trümpfe in der Hand, um die angesprochenen menschlichen Bedürfnisse und Sehnsüchte befriedigen zu können. So lässt es sich bei reiner Luft, sauberem Trinkwasser und in ruhiger ländlicher Umgebung unbestritten gesünder leben als im Smog und Lärm der Städte.

Und noch eine These: Ist das eingebettet sein in eine Gemeinschaft nicht eine bessere Sicherheitsgarantie als die beste Alarmanlage? Wenn es eng wird, ist die beste Bürokratie nur halb so viel wert wie ein hilfsbereiter Nachbar. Stellen Sie sich vor, im Dorf gibt es tatsächlich noch Kinder, die wissen, dass die Milch von der Kuh kommt und nicht aus dem Supermarkt. In der Dorfgemeinschaft ist der Mensch nicht nur „homo consumensis“ sondern erfährt ganz unmittelbar und spürbar, dass er oder sie ein soziales Wesen ist.

Auch wenn der Lebensrhythmus im ländlichen Raum längst nicht mehr vordringlich von den vier Jahreszeiten und der Kirchenglocke bestimmt wird, so sind wir am Land doch noch ein Stück weit entfernt vom Stechuhrtakt der StädterInnen. Menschen, die in ihren Dorfgemeinschaften aktiv sind, erleben hautnah, welche Dynamik beim Entwickeln einer gemeinsamen Vision entsteht, wie viel Spaß es macht, Wirklichkeiten zu verändern, wie viel Lust auf Gemeinsinn man spürt und wie viel Glück man beim Erreichen gemeinsamer Ziele empfinden kann.

Trotzdem dürfen wir nicht naiv sein. Mit der nötigen Distanz und einem kritischen Blick sehen wir, dass auch im ländlichen Raum nicht alles Gold ist, was glänzt. Es ist unbestritten, dass in vielen Dörfern die Gemeinschaft Risse bekommen hat und dass ganze Regionen mit massiven Strukturproblemen zu kämpfen hatten und nach wie vor haben. Es gilt also Lösungen für die Probleme der ländlichen Räume zu finden.

Um die Dörfer für die Zukunft wappnen zu können, sehe ich drei Prioritäten, die es zu verfolgen gilt.

Erstens: Wir müssen die Toleranz zur obersten Maxime machen. Es wird nicht reichen, Traditionen zu bewahren, wir müssen uns vielmehr öffnen für Neues. Wir müssen die soziale Kontrolle im Dorf so weit lockern, dass sie nicht mehr als Belastung empfunden

wird. Toleranz ist wichtig, damit junge, gut ausgebildete Menschen ihre Kreativität auch auf dem Dorf entwickeln können und wollen. Toleranz ist nötig, um jungen Frauen die Entwicklung ihrer eigenen Lebensentwürfe zu ermöglichen. Toleranz ist eine Voraussetzung, um fremde Menschen nicht als Gefahr, sondern als Chance und als Bereicherung für die Dorfgemeinschaft zu empfinden.

Zukunftsforscher behaupten, das 21. Jahrhundert werde den kreativen Menschen gehören. Kreative Startups, also junge Unternehmen in diesem Bereich, lassen sich nur in einer toleranten Umgebung nieder. Sie gedeihen nur dort, wo es gesellschaftliche Freiräume gibt, sie entwickeln sich nur in einem Umfeld, das von Respekt vor unkonventionellen Lebensentwürfen geprägt ist. Es gilt, solche „Biotope“ unbedingt auch in unsern Dörfern zu pflegen.

Die zweite Priorität: Wir müssen Resilienz aufbauen. Wir dürfen wir uns nicht der Illusion hingeben, dass weltweite Entwicklungen wie der Klimawandel, die Energieknappheit oder der Ressourcenmangel einen Bogen um die ländlichen Räume machen werden. Deshalb sollten wir Resilienz, also gesellschaftliche Robustheit, aufbauen, um auf eventuell hereinbrechende Katastrophen vorbereitet zu sein und ihnen etwas entgegenhalten zu können. Dazu gehören die Wertschätzung manueller Kompetenzen, der Aufbau von autonomen Energieversorgungssystemen, die Verbesserung lokaler Selbstversorgungsmuster und die Stärkung der gemeinschaftlichen Solidarität. Und wir dürfen nicht auf das mündliche Weitergeben von Wissen vergessen.

Der Volkswirtschaftler Niko Paech schreibt: „Souverän ist nicht, wer viel hat, sondern wer wenig braucht.“ Lassen wir uns also nicht vom Konsumrausch der Städte blenden, sondern vertrauen wir auf die Tugenden der Subsistenzwirtschaft.

Die dritte Priorität schließlich lautet: Wir müssen uns vernetzen. Man muss es realistisch sehen: Niemand wird die Globalisierung mehr aufhalten können. In diesem weltweiten Konkurrenzkampf wird der ländliche Raum daher nur überleben können, wenn er bzw. seine BewohnerInnen sich vernetzen.

Die AkteurInnen der Dorferneuerung sollten sich beispielsweise vernetzen mit Bewegungen wie Transition-Town, Slow-Cities oder dem Klimabündnis. Man kann zweifelsohne auch sehr viel von Initiativen wie dem „urban gardening“ oder der „share-economy“ lernen. Der Kontakt zu BürgerInnen-Initiativen im Süden wiederum kann uns

lehren, wie man mit „dem Weniger“ besser leben kann. Und selbstverständlich wird in Zukunft der Austausch zwischen den Dorferneuerungsinitiativen in den verschiedenen Ländern Europas wichtiger denn je sein.

Zusammenfassend möchte ich also festhalten: Wir können, dürfen und müssen die Erkenntnis in uns wachsen lassen, dass es fast in allen Aspekten unseres Lebens und Handelns um Qualität und nicht um Quantität geht und dass nicht „das Mehr“ die entscheidende Kategorie ist, sondern „das Besser“ – nicht nur, aber eben ganz besonders auch im ländlichen Raum.

Camille Gira, Staatssekretär für nachhaltige Entwicklung und Infrastruktur, Luxemburg